

Paul Fleming

Autor(en): **Beck., G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 7

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unmut.

Mich trennt von meinen Weggenossen
Der einsam eigene Gedanke,
Selbst wo wir gleiche Pfade wandeln
Erbauen sie die Icharfe Schranke.

Sie messen Haß, sie messen Liebe
Nach fremdem Maß und fremder Elle,
Es fühlt in seinem Herzen keiner
Des eignen Lebens warme Welle.

Wo Gott uns lichten Pfad gelassen,
Da fürmen sie die dunklen Schranken
Und wissen nicht wie bald sie stürzen
Im Licht der rollenden Gedanken.

Kurzlichtige Knaben, die nur immer
Vom Tilch des Tages ängstlich essen
Und drob der reichen Saatenernte,
Die schon heranschwillt, ganz vergessen.

Jakob Grüninger.



Paul Fleming.

(5. Oktober 1609 bis 2. April 1640.)

Von Gottfr. Beck.

„Und du bist Petrus Art, mein Sinn! Wenn man dich dränget,
So fragst du zornig stracks: wie soll ich schlagen drein?
Nein, nein! Das gehet nicht. Steh' aus, was Gott verhänget!
Der hat sich wohl gerächt, wer kann gedüktig sein.“



Bei der Beurteilung einzelner großer Männer und ganzer Parteien von tiefgehendem, entscheidendem Einfluß, sowie bedeutender Perioden, die die geistige Entwicklung in irgend einer Richtung auf die Spitze trieben, müssen wir uns vor einem Fehler hüten, in den uns Unerfahrenheit und Nachlässigkeit allzu leicht verleiten. Die Grundlage,

das Fundament entgeht unsern Blicken, wir sehen nur den fertigen, schönen, auf und in sich selbst ruhenden Oberbau. In der Geschichte des Geistes spukt die „unbefleckte Empfängnis“ nicht nur als religiöses Dogma.

Luther hat die deutsche Schriftsprache begründet in Anlehnung an die einer gewissen Verbreitung sich erfreuende „sechssische Cankleisprache“. Die aus dieser literarischen Tat zu erwartende Entwicklung der deutschen Literatur wurde unterbunden durch das konfessionelle Gezänke, das der unerledigten Austragung des Religionskampfes, dem Augsburger Religionsfrieden von 1555, folgte. Die Renaissancedichter des 17. Jahrhunderts haben dann unter Anlehnung an fremde Muster nach einer künstlerischen Gestaltung der von Luther geschaffenen Sprache gerungen. Luther konnte und wollte keine künstlerisch literarischen Ziele verfolgen; ihm mußte die Sprache als praktisch wirksames Werkzeug dienen zur siegreichen Durchführung seiner ausschließlich kirchlichen Reform. Erst auf dem vom 17. Jahrhundert mit so großem Fleiß und inniger Liebe angebauten Boden konnte die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert formell und inhaltlich ihre klassische Entfaltung erlangen. Durch die langwierige Arbeit der Sprachreinigung und den beharrlichen Kampf um Anerkennung der deutschen Sprache als Literatursprache erst war dem Klassizismus der Boden bereitet. Man kann die Schwierigkeiten, die es kostete, diesen Bestrebungen zum Durchbruch zu verhelfen, ermessen an den zahlreichen Freudebezeugungen darüber, „daß des Olymps Bürgerinnen (die Musen) nun unser Sprach auch zierlich reden können“; daß „wenn Cats, Heins' und Opitz singen, so ganz nichts Fremdes klingen will“; daß „Venus und ihr ganzer Orden nun kurz auch hochdeutsch worden ist“, daß „unser teutscher Mund sich ohne Zwang und Mang reimlichlich lasse zwingen“.

Die Renaissancedichtung liegt uns nach Form und Inhalt, von einzelem abgesehen, fern. Sie bildete aber, wie schon gesagt, den Nährboden für die darauffolgende klassische Periode. Ist es Zufall, ist es unbewußte Einwirkung oder absichtliche Nachbildung, wenn Bürgers „Lenore“ den nämlichen eigenartigen, kraftvollen Strophenbau aufweist wie eine Ode Flemings, mit der übrigens auch inhaltlich die „Lenore“ verwandte Töne hat? Für die trockenweisen Worte Flemings:

„Was man nicht kann vermeiden,
Das muß man tapfer leiden“

findet Bürger allerdings den leidenschaftlichen Ausbruch:

„Geduld! Geduld! Wenns Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!“

Und viele dichterische Sentenzen der Renaissance haben in klassischer Prägung heute noch Kurs.

Das am erfolgreichsten angebaute Gebiet der Renaissancedichtung ist die *Lyrik*. Weder für die epische Dichtung noch für das Drama waren die Vorbedingungen vorhanden. Es fehlte an nationalen Helden; es fehlte die nationale Größe, ja es waren nicht einmal nationale Ziele vorhanden; in der Gesellschaft waren keine treibenden Ideen. Deutschland war durch den gräuelvollsten Religionsstreit entzweit. Das evangelische Prinzip vertrat ein ausländischer Monarch, dessen wirkliche oder angebliche geheime Absichten überdies in Deutschland Mißtrauen erregten. Deutschland war nicht nur politisch der Schauplatz ehrgeiziger und selbstsüchtiger Pläne seitens fremder Völker und Fürsten; das Fremdländische war überdies in Gesellschaft, Sitte und Sprache maßgebend. Die schmachvolle Abhängigkeit und die entsetzliche Not der Kriegsjahre reizte vor allem aus zur *Satire*. Das Elend war so groß, daß vorderhand keine Rettung möglich schien und es für den Dichter nur eine subjektive Lösung der ihn bewegenden und umgebenden Konflikte gab.

Das gilt in erster Linie für den bedeutendsten Lyriker des 17. Jahrhunderts, der zugleich die ansprechendste Gestalt auf dem Parnas der deutschen Renaissance ist: *Paul Fleming*. Allerdings haben seine äußeren Lebensumstände dem genannten Dichter diese subjektive Lösung leicht gemacht. Seine sorgenfreie glückliche Jugendzeit in einer schönen Gegend mag grundlegend geworden sein für seine heitere Charakteranlage, und der feinere Umgang mit einer befreundeten gräflichen Familie mag in ihn den Sinn fürs Maßvolle gelegt haben. Die Hinweise auf seine Kindheit sind zwar spärlich. Aber auch nur jene Stelle in der Elegie an sein Vaterland genügt, um den Zusammenhang zwischen Natur und Charakter zu erhellen, wo er sagt:

„Ach, daß ich mich einmal doch wieder sollt erfrischen
 An deiner reichen Lust, du edler Muldenfluß,
 Da du so sanfte gehst in bergichten Gepüschchen,
 Da, da mein Hartenstein mir bot den ersten Kuß.
 Wie jung, wie klein ich auch ward jener Zeit genommen
 Aus deiner süßen Schoß, so fällt mir's doch noch ein,
 Wie oft ich lustig hab' in deiner Flut geschwommen.
 Mir träumet ofte noch, als sollt' ich um dich sein.“

Ehrendes Zeugnis für seine Stiefmutter und zugleich den Beweis für seine glückliche Jugend legen mehrere Stellen ab; so in der Huldigung an Herrn Olearien die Worte: „Ich bin von Jugend an in Sanftmut auferzogen“, und in seiner selbstverfaßten Grabchrift das Bekenntnis, daß er war „des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren“.

Seine Schul- und Universitätszeit war nicht minder glücklich, indem ihm das Schicksal die nicht zu häufige Gunst gewährte, durch gleiches Streben verbundene liebe Freunde und vor allem aus verständnisvolle Lehrer zu finden, die frühe seinen Beruf erkannten. In seinem großen Be-

kanntenkreis waren viele tüchtige Männer, und daß darunter einige fähige, ja hervorragende Musiker waren, wird nicht wenig dazu beigetragen haben, seiner Sprache die verhältnismäßige Eleganz und den Wohlklang zu geben. In diesen Kreisen herrschte neben ernstem Streben heiterer Lebensgenuß, der sich gelegentlich zu bacchischem Übermut steigerte, „bis wir nicht mehr können stehn“. Aber Musik ist dabei nötig,

„die ist's, die den Himmel mehrt.
Sie macht Götter auch aus Hirten.“

Das eben zitierte Gedicht erinnert in genußfreudiger Stimmung und fließender, nicht überladener Darstellung an das Goethesche Gesellschaftslied. Es ist sehr leicht komponiert, entsprechend dem Anlaß, ohne die sonst so beliebten schweren Bilder und ermüdenden Antithesen.

In seiner Universitätszeit mußte Fleming allerdings das Leben auch von seiner herben Seite kennen lernen. Er verlor seinen liebsten Freund Gloger, der ihn in die Poesie eingeführt hatte, und um den er Töne aufrichtigster, innigster Klage gefunden hat. Auch seine Jugendgeliebte hat er damals verloren. Seine gesicherten angenehmen Lebensverhältnisse mögen im Verein mit diesen herben Schlägen seinen starken hingebenden Glauben, seine heitere Zuversicht, seine philosophische Beschaulichkeit und seine auf der Erkenntnis der Gesetze des Menschenlebens beruhende Ergebung in das Schicksal, soweit es sich erfüllt hat und nicht mehr abzuändern ist, bewirkt haben. Diese männliche Ergebenheit zeigt sich bei ihm als tiefe Frömmigkeit und spricht sich aus namentlich in der Ode: „Laß dich nur nichts tauren“, wo der kraftvoll gedrängte Aufbau des Gedichts dem Inhalt glücklich angepaßt ist. Wie unmittelbar empfunden dieses Gedicht ist, verrät auch die einfache Sprache. Die Resignation des Dichters, die sich in zahllosen Stellen seiner Gedichte kundgibt, ist nicht etwa der Ausfluß eines schwachen Gemüts, einer kraftlosen Natur, eines indifferenten Geistes. Im Gegenteil! Nach seinem eigenen Zeugnis wäre Fleming eher von des Petrus Art, die leicht den Degengriff findet. Aber seine Leidenschaftlichkeit findet ihr Korrektiv in seiner Bildung und Weltkenntnis. Bezeichnend für Flemings Geistesart ist jenes prometheische Sonett:

An sich.

Sei dennoch unverzagt, gieb dennoch unverloren,
weich keinem Glücke nicht, steh' höher als der Neid,
vergnüge dich an dir und acht' es für kein Leid,
hat sich gleich wieder dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkoren,
nim dein Verhängniß an, laß' alles unbereut.
Tu, was getan muß sein, und eh' man dirs gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glück
Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an,
dies alles ist in dir. Laß' deinen eitlen Wahn,

Und eh' du förder gehst, so geh' in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kan,
dem ist die weite Welt und alles untertan.“

Seine Welterfahrenheit hat er sich nicht zum kleinsten Teil auf seinen großen Reisen geholt. Als Mitglied der holsteinischen Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Gottorp ist er in Rußland und Persien gewesen, und jener Zeit verdanken wir Flemings erfolgreichstes und reifstes poetisches Schaffen und die fruchtbarste Anregung hiezu. Welche kosmopolitische Weitherzigkeit spricht sich aus in der Strophe:

„Meint nicht, wie der Pöfel spricht,
Mitternacht sei ganz ohn' Ehren,
Persien das habe nicht,
Was uns könne Weisheit lehren.
Denkt, daß in der Barbarei
Alles nicht barbarisch sei.“

Die persische Reise diente in erster Linie merkantilen Zwecken. Aber abgesehen davon, daß des lebhaften Dichters Phantasie ungemein angeregt werden mußte von der Fülle des Neuen, das seiner wartete, und das er erlebte, war es für die poetische Tätigkeit Flemings nicht unbedeutend, daß er die Reise in den Dienst einer höhern Idee stellte; ihm bedeutete sie die Anbahnung eines neuen Kreuzzuges gegen die Türken:

„Byzanz, du sollst unser heißen.“

Im Stil zeigt Fleming die Fehler seiner Zeit und Richtung. Durch seinen schlesischen Studienfreund Gloger wurde er in die Poesie eingeführt, und er entwickelte sich rasch zu einem begeisterten Jünger und Nachahmer des schlesischen Meisters Opitz, für den er Worte glühender Verehrung findet, „den Meister deutscher Lieder, das Wunder unserer Zeit, den Pindar, Homer, Maro unsrer Zeiten, den Herzog deutscher Saiten, den Herzog meiner Lust“. Es ist sein redliches Bemühen, der deutschen Sprache eine poetische Gestaltung zu geben, sie zur Literatursprache zu adeln, und das wird wohl auch der Grund sein zu der in manchen Gedichten oft zur Unerträglichkeit sich häufenden Antithesen, zu den zahlreichen oft schweren Bildern, wie sie eine Gelehrtenpoesie eben auszeichnen. Die vielen Wiederholungen und umständlichen Umschreibungen werden wohl oft als Zeugen für die Innigkeit des Gefühls anerkannt und empfunden, häufig aber auch sind sie Beweise für das mißlungene Ringen nach einem adäquaten künstlerischen Ausdruck. Der „Zierde Zier“ und des „Glanzes Glanz“ sind ja wohl Maximalbezeichnungen, aber was sagen sie im Grunde? Das einen ganzen Vers füllende viermal wiederholte „ach!“ hat nicht so große überzeugende Kraft, um die

darauflfolgende Frage: „Wem ist mehr weh als mir?“ unbedingt in Flemings Sinn beantworten zu müssen.

Uebrigens darf man auch in allen diesen Unzulänglichkeiten das Streben nach einer künstlerischen Gestaltung der Sprache nicht verkennen. Wenn die deutsche Sprache mit der von Gelehrten und Dichtern in langen Zeiten gepflegten und verfeinerten lateinischen Sprache und mit ihren romanischen Schwestersprachen in Wettbewerb treten wollte, so mußte das Formelle naturgemäß eine große Rolle spielen in einer Sprache, die als derbe, ungebildete Volkssprache das poetische Erzeugnis des Knittelverses zettigte.

Aber gerade Paul Fleming hat sich von den Fehlern seiner Zeitgenossen am meisten ferngehalten. In manchen seiner Gedichte ist er von überraschender Schlichtheit und Natürlichkeit; seine Sprache ist reich an schönen Bildern und zarten Tönen. Was uns aber am meisten zu Paul Fleming hinzieht, das ist der von vielen seiner Schöpfungen ausstrahlende Zauber einer kräftigen Persönlichkeit von ebenso starker Empfindungskraft wie lebendiger Gestaltungsgabe. Wir empfinden es nicht als Überhebung, wenn er in seiner sechs Tage vor seinem Tode verfaßten Grabschrift sagt:

„Ich war an Kunst und Gut und Stande reich,
des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
frei, meine, kunte mich aus meinen Mitteln nähren,
mein Schall floh überweit, kein Landsmann sang mir gleich,

Von Reisen hochgepreist, für keiner Mühe bleich,
jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
bis daß die letzte Glut dich alles wird verflören.
Diß, deutsche Klarien, diß Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ich's wert, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
ich sag' euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonst alles ist getan bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das tu er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Othem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.“

